

Vorschlag haben, dann schreiben sie eine Notiz für den Wochenplan auf und heften sie an die freie Spalte. Bei den Montags-Treffen weisen sie auf ihre Notizen hin und bestehen darauf, sie fest einzuplanen. Eine ihrer häufigsten Fragen lautet: „Der wievielte Tag ist heute?“ Die unterschiedlichen Farben für jeden Wochentag helfen ihnen dann bei der Suche. Zeitweise fordern die Kinder die Wochenplanung auch bereits am Freitag der Vorwoche ein. Was wir nicht erwartet hatten, ist, dass unser Wochenplan insbesondere die *jüngeren* Kinder darin unterstützt, sich das Wort zu nehmen.

Auch wir Erwachsene haben uns inzwischen daran gewöhnt, Ideen, Vorhaben und Angebote über den Wochenplan einzubringen. Auch wir hängen sie zunächst in die „freie Spalte“ und stellen sie dann montags vor. Für die Kinder ist das schon ganz selbstverständlich, und sie erwarten es auch von uns.

Der Wochenplan gibt den Kindern aus unserer Sicht in doppelter Weise „das Wort“. Wir bewerten das, was da geschieht, als Teil des „freien Ausdrucks“ von Kindern. In den Notizen der Kinder verstecken sich Hinweise auf deren individuelle Belange und Bedürfnisse, auf das, was ihnen wichtig ist. Sie kommunizieren vor unseren Augen und Ohren darüber, was ihren Alltag ausmacht. Wir hören zu und nehmen wahr. Andererseits haben sie ein Stück „Verfügungsgewalt“ über ihren eigenen Alltag erhalten und auf diese Weise „das Wort“ bekommen. Sie sind weniger abhängig von uns und werden immer mutiger in der Regelung und Planung ihrer Angelegenheiten.

Elke Bär ist Erzieherin und verfasste den Artikel als Leiterin des Kindergartens Gartenstraße in Rodenbach/Hessen. Sie ist seit 2003 Abteilungsleiterin und Fachberaterin für sieben Kindertagesstätten im Diakoniezentrum Laubach/Hessen.

Lothar Klein

„Wir sprechen nicht mit Weibers!“

Mädchen und Jungen haben ein Recht auf geschlechtliche Identitätssuche

Eines Tages steht der sechsjährige Emrah in meinem Leiterbüro. In der Hand hat er ein Kärtchen mit einem Foto von mir. Das Foto hat er irgendwo „geklaut“. Über dem Foto ist zu lesen „Club Weiß“, darunter „101“. Auf meine erstaunte Frage, was ich damit solle, bekomme ich die Antwort: „Du bist Mitglied Nummer 101 im Club Weiß. Ich bin Mitglied Nr. 100.“ Schon bald wird klar, mehr Mitglieder hat der Club Weiß nicht. Emrah zeigt mir nämlich auch die Mitgliederliste. Darauf entdecke ich noch ein („geklautes“) Foto von mir („Nr. 101“) und eines von Emrah selbst („Nr. 100“). Jetzt bin ich natürlich interessiert, was der „Club Weiß“ will, dessen Mitglied ich ohne eigenes Zutun wurde. „Wir reden nicht mit Weibers!“, lautet Emrahs Antwort. „Weibers“, das sind die Erzieherinnen, aber auch die Frauen ganz allgemein, und gegen die müssen sich die Männer zusammenschließen. Viele davon gab es damals in unserer Kindertagesstätte nicht, nur mich und einen Praktikanten.

Wie aber sollte ich die Clubziele als Leiter in einer Einrichtung einhalten, in der fast dreißig Frauen arbeiteten? Ganz einfach, erklärte mir Emrah: „Wenn du mit denen redest, merken die gar nicht, dass du mit ihnen sprichst!“ Ob wir weitere Mitglieder unter den Erwachsenen werben könnten? Auch da hatte Emrah eine überraschende Antwort: „Die Hedwig darf.“ Was das „Weiß“ im „Club Weiß“ bedeutete, habe ich nie herausgefunden.

Emrahs „Club Weiß“ war der letzte Auslöser für die Gründung eines „Männerclubs“ und eines ähnlichen Angebotes für Mädchen. Der Männerclub sollte eigentlich Jungenclub heißen. Damit waren die Jungen zwischen sechs und zehn Jahren aber nicht einverstanden. Die Mädchen zwischen fünf und neun Jahren nannten ihren Verein „Leggins-Girls“. Was wir verstanden hatten, war das starke Bedürfnis der Kinder nach geschlechtlicher Identität. Es brauchte Gelegenheiten, sich unter Gleichgeschlechtlichen treffen zu können, ohne sich vom anderen Geschlecht abgrenzen zu müssen, sozusagen die Erlaubnis, einmal unter sich zu sein.

Die Leggings-Girls haben den Bewegungsraum zu ihrem Treffpunkt bestimmt. Meistens brachten ein oder auch mehrere Mädchen ihre Musik mit, und es wurde darauf getanzt, die Vorhänge zugezogen, um die Aktionen vor lästigen (Jungen-)Blicken zu schützen. Die Mädchen organisierten sich Übernachtungen und Mini-Freizeiten, unternahmen Fahrradtouren oder gingen baden. Sie machten Fotos von ihren Unternehmungen, trafen sich dann und wann auch in der Holzwerkstatt oder hielten ein Schwätzchen mit Tee und Kuchen – Aktivitäten, die als mädchenstypisch gelten ebenso wie solche, die eher Jungen zugeschrieben werden.

Bei den Jungen war es nicht viel anders. Unter sich durften sie auch Hand in Hand durch den Wald laufen, durften Angst haben, kuscheln und sich in den Arm nehmen. Gleichzeitig nörgelte niemand an ihnen herum, wenn sie sich einen Baumstamm als „Panzerfaust“ auf die Schulter luden oder wie wild mit dem Fahrrad bergab eine nicht gerade unbefahrene Straße entlang rasten. Auch dann nicht, wenn sich ihr Zorn aufeinander in „wüstem“ Geschrei entlud, wo es doch „bloß“ um die Frage ging, wer heute den Stand der Männerclub-Kasse ermitteln darf. Natürlich war eine der wichtigsten Aktivitäten das Fußballspiel. Nur für einen Jungen, den 7-jährigen Manuel, war das nichts. Der kam nur, wenn *nicht* Fußball gespielt wurde.

Was das mit Kindzentrierung zu tun hat? Vor allem eins: Wir haben erleben können, wie wichtig den Kindern Aktivitäten sind, für die gemeinhin wenig Platz im Kita-Alltag besteht, die von Erwachsenen ungern gesehen werden oder schlicht verboten sind, Aktivitäten, die aber aus ihrer subjektiven Sichtweise heraus sinnvoll und bedeutend waren. „Wichtig“ ist eigentlich nicht das passende Wort. Es drückt nicht aus, welche tiefe Bedeutung es für Kinder haben kann, andere Kinder (in diesem Fall das jeweils andere Geschlecht) von eigenen Aktivitäten ausschließen zu dürfen und sich ganz als Mädchen zu fühlen und sich für Schminke, Stars und Klebebildchen oder sich als Junge für den Bau von (Spielzeug-)Waffen oder „schreckliche“ Transformer interessieren zu dürfen. Erst als wir aufhörten, Jungen wie Mädchen vorzuschreiben, wie sie ihre Geschlechtsrolle zu leben hatten, haben wir etwas von ihrem Bedürfnis erfahren, sich zuzuordnen zu dem, was sie in diesem Entwicklungsstadium für männlich oder weiblich hielten, und damit ein Stück persönlicher Deutung von Wirklichkeit ermöglicht.

Von mir wollten die Jungen immer wieder wissen, wie ich denn als Junge war, wovor ich Angst hatte, ob ich auch Comics gelesen, mich alleine in den Wald getraut oder mich auch gehauen habe. Was ich als Mann über Frauen weiß, wollten sie wissen, und auch „Sex“ war – nach und nach immer unverkrampfter – unser Thema. Ihre geheimen Fragen konnten sie „an den Mann“ bringen, weil der Mann sie nicht in eine bestimmte Männerrolle drängte.

Auch die Frauen hatten angefangen, die Art, wie sich die Jungen ihres Junge-Seins vergewisserten, zu respektieren. Bei den Mädchen fiel ihnen das natürlicherweise leichter. „Ihre Erzieherin“ quetschten die Mädchen über alle möglichen „Frauenfragen“ aus, interessierten sich fürs Heiraten, Kinderkriegen aber auch dafür, ob auch Frauen Bagger oder Rennauto führen. Wie die Jungen über Männer, wollten auch die Mädchen alles über das Frau-Sein wissen.

Männerclub und Leggingsgirls haben bei uns Maßstäbe verändert. Die Kinder mussten sich als Mädchen oder Junge nicht mehr dafür rechtfertigen, so oder so zu sein, das oder jenes zu mögen, dies oder das zu bevorzugen. Mädchen konnten *auch* „typisch“ Mädchen sein und ausprobieren, was das alles mit sich bringt. Vor allem aber: Jungen wurden nicht länger zu halben Mädchen zurechtgestutzt. Auch sie durften das tun, was für eine bestimmte Phase der Entwicklung geschlechtlicher Identität normal ist, nämlich zu übertreiben, die jeweilige Rolle rigide und überzogen einzunehmen. Ohne dieses Erproben ist ja keine geschlechtliche Identitätsfindung möglich.

Ganz durchgehalten haben wir den Anspruch dann doch nicht, Kinder nicht mehr länger nur geschlechtslos als Kinder anzusprechen, sondern auch jungen- oder mädchenstypische Sichtweisen in den Alltag einfließen zu lassen. Gruppenbezeichnungen wie z. B. „Formel 1-Gruppe“ – was manchen Jungen gut gefallen hätte – oder Projekte über die Teeniegruppe „New Kids on the Block“, von der viele unserer Mädchen monatelang alles sammelten, was ihnen in die Finger kam, gab es bei uns nicht.

Lothar Klein ist Diplom-Pädagoge und freiberuflicher Fortbildner und Autor. Die Erfahrungen in diesem Bericht machte er als früherer Leiter einer Kindertagesstätte in Wiesbaden.